

blick **magazin**

in die kirche



Die *letzten* Dinge

blick magazin | Thema

Den Tod kommen sehen: 4
 Loslassen lernen 4
 „Lena ist immer noch tot“ 5
 „Der Tod gehört zum Leben“ 6

Fragen & Antworten zu Sterben und Tod 7

Interview mit Reiner Sörries: „Wir brauchen rituelle Eckpfeiler“ 8

Allein auf dem letzten Weg 9

Interview mit Bischof Martin Hein: Begleitet über die Schwelle gehen 12

blick magazin | Besinnung

Über den Tod hinaus 10

blick magazin | Ratgeber

Abschied für immer? 13

blick magazin | Rätsel

Rätsel: Was alle Zeit überdauert 14

Auf die Wartburg! 15

Buß- und Betttag 15

blick magazin | Reformationstag

„Schagt zu!“ – Martin Luther über Tod und Auferstehung 16

blick magazin | Ansichten

Denken Sie manchmal über den eigenen Tod nach?

Umfrage/Fotos: Stefan Lotz

Es gehört zu meinem Beruf, sich über den eigenen Tod Gedanken zu machen. Als Krankenschwester in einem Hospiz liegt das nahe. Viele Menschen um mich herum sterben. Im Alltag muss man das oft verdrängen, sonst kann man nicht existieren. Wir haben acht Betten im Hospiz und jeder einzelne Mensch benötigt Zuwendung. Ich denke schon grundsätzlich über das Thema nach und befasse mich damit – auch zu Hause.



Rosemarie Walter (49), Krankenschwester



Lieselotte Schröder (84), Rentnerin

Ich bin oft mit dem Tod konfrontiert gewesen und weiß, was das bedeutet. Ich habe meinen Mann und meine Eltern gepflegt. Eigentlich bin ich ein positiver Mensch. Doch heute sollte man sich schon Gedanken machen, wie das alles mal wird. Vor Jahren musste ich so eine Erfahrung machen. Da habe ich gelegen und gedacht: Wenn es jetzt zu Ende geht, wäre es gut. Aber das war nur eine kurze Zeit. Jetzt nehme ich das Leben so wie es ist und gestalte es.



Peter Betz (45), Therapeut und Supervisor

Über den eigenen Tod habe ich schon oft nachgedacht. Ich bin relativ früh mit dem Tod in Berührung gekommen. Mein Vater kam bei einem Autounfall ums Leben. Da war ich 17 Jahre alt. Und meine Mutter ist sieben Jahre später gestorben. Durch die frühe Konfrontation mit der Endlichkeit ist mir bewusst geworden, dass es ein Leben vor dem Tod gibt. Ich nehme es intensiver und bewusster wahr.



Mareike Franz (18), Schülerin

Ich habe schon versucht, darüber nachzudenken. Aber ich glaube, dass man sich den eigenen Tod überhaupt nicht vorstellen kann. Das geht einem zu nahe, und das will man doch eigentlich auch gar nicht. Ich mache mir eher Gedanken über den Tod von Menschen, die mir nahe stehen. Ich kann überhaupt nicht beschreiben, wie das wäre, wenn es mich selbst treffen sollte.



Michael Schönherr (49), Beamter

Den eigenen Tod verdrängt man gern. Als ich die Nachricht vom Tod meines Schwiegervaters erhielt, habe ich viel nachgedacht: Was ist nach dem Tod? Vor vielen Jahren hatte ich selbst einen schweren Verkehrsunfall mit Schädelverletzungen. Dieses schreckliche Erlebnis hat mich sehr bewegt und mich zum christlichen Glauben geführt, was mich bis heute hält und trägt.

Das Dunkle überwiegt nicht

Der November kommt, die Tage werden kürzer. Die Sonn- und Feiertage, die vor uns liegen, haben durchweg einen ernsten Charakter: Volkstrauertag, Buß- und Betttag, schließlich der Toten- oder Ewigkeitssonntag. Diese Tage laden zu Einkehr und Besinnung ein.



Foto: medic.tv

Dr. Martin Hein, Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Es geht um „letzte Dinge“, um unangenehme, weil schmerzliche Erfahrungen, die wir gern beiseiteschieben; es geht um Leid, um Tod und Trauer. Und doch ist es wichtig, sich rechtzeitig damit zu befassen: allein, aber auch mit Angehörigen. Denn so viel ist sicher: Auch unser Leben ist zeitlich begrenzt.

In unserer Ausgabe des „blick in die kirche magazins“ werden diese Themen angesprochen – aus unterschiedlichem Blickwinkel. Ja, es geht um Leben und Tod. Doch das Dunkle überwiegt nicht, es gewinnt nicht die Oberhand. Das hat seinen Grund: Der christliche Glaube bleibt nicht beim Gedanken an die Vergänglichkeit stehen.

Nicht allein von Tod und Trauer, sondern vom „Ewigkeitssonntag“ spricht die Kirche. Auch nach dem Tod bleiben wir ebenso wie unsere Angehörigen bei Gott geborgen – auf ewig. Jesus ist nach Gottes Willen als erster von den Toten auferstanden; wir werden ihm folgen. In die Dunkelheit der vergänglichen Welt scheint bereits Gottes Licht hinein. Trost und Zuversicht können uns deshalb erfüllen – auch mit Blick auf die letzten Dinge unseres Lebens.

Herzlichst
Ihr

blick magazin | Impressum



Herausgeber:
Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel

Beirat:
Reiner Degenhardt, Christian Fischer, Ralf Gebauer, Carmen Jelinek, Karl Waldeck (Herausgeber), Detlev Wolf

Herstellung:
Dierichs Druck + Media GmbH & Co. KG, Kassel

Vertrieb:
HNA, Kassel

Wollen Sie mehr über die vielfältigen Angebote der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck wissen? Suchen Sie Kontakt zur Kirchengemeinde in Ihrer Nähe (im Telefonbuch unter „Kirchen“). Oder schauen Sie im Internet nach: www.ekkw.de

Redaktion:
Cornelia Barth, Lothar Simmank
Heinrich-Wimmer-Straße 4, 34131 Kassel
T (05 61) 93 07-1 52, Fax -1 55
redaktion@blick-in-die-kirche.de
www.blick-in-die-kirche.de

Layout-Konzept:
Liebchen+Liebchen, Visuelle Unternehmenskommunikation GmbH, Frankfurt

Gestaltung:
Lothar Simmank

Besuchen Sie unsere Website: Sie finden Inhalte und weiterführende Informationen zu den Themen unseres Magazins und der Mitarbeiterzeitschrift auch im Internet: www.blick-in-die-kirche.de



Den Tod kommen sehen



Foto: Fotolia

Loslassen lernen ... als Seelsorgerin im Altenheim

■ Es ist die behütende Stille, die Brigitte Rohde bei ihren Besuchen am Sterbebett als „beruhigend und sanft“ empfindet. Wenn die Pfarrerin der Martin-Luther-Stiftung in Hanau mit dem nahenden Tod konfrontiert wird, ist für Angst, Scheu oder Verdrängen kein Platz. „Ich versuche es als einen Teil des Lebens zu verstehen, dass der Tod zum Alltag gehört.“ So beschreibt sie das „Loslassen“, also den Prozess der letzten Tage, Stunden und Minuten, wie sie ihn im Leben der Bewohnerinnen und Bewohner in der kirchlich-diakonischen Altenhilfeeinrichtung erlebt.

Foto: S. Lotz
Pfarrerin Brigitte Rohde arbeitet in der Martin-Luther-Stiftung in Hanau

Für Brigitte Rohde und den „Begleitenden Dienst“ der Altenhilfeeinrichtung steht daher der enge persönliche Kontakt an erster Stelle ihrer seelsorgerlichen Arbeit. Die alten Menschen sollen nicht allein bleiben. Das ist ihr besonders wichtig. „Wenn ich zu Besuch komme, singe ich zum Beispiel oft für die Sterbenden Lieder, wenn ich weiß, dass sie kirchlich sozialisiert sind und sich darüber freuen. Und ich bete mit ihnen, wenn ich den Eindruck habe, es könnte ihnen guttun“, so Rohde. Sie achtet darauf, dass ein trockener Mund immer befeuchtet wird, dass die Luft im Zimmer gut ist. Die Atmosphäre im Raum muss stimmen, das ist beispielsweise möglich mit leiser Musik im Hintergrund oder mit Aromalampen, die nicht nur sanftes Licht erzeugen, sondern auch einen angenehmen Duft verbreiten.

Oft sind es die ganz leisen Dinge, die vom langsamen Abschied zeugen: der Körperkontakt, der Griff zur Hand, ein Streicheln über die Wange. „Man ist einfach da, man spürt eine ganz besondere Nähe“, so Rohde über diese Situation. „Eine Bewohnerin hat mir mal gesagt: Frau Rohde, es ist alles so anders. Und sie ist dann am nächsten Tag gestorben. Das war für mich auch der Ausdruck dafür, dass sie gemerkt hat: Da verändert sich etwas in ihrem Körper und in ihrem Leben. Es geht zu Ende, ohne dass sie sagt: ich sterbe.“

Für die Angehörigen ist es ein Trost zu erfahren, dass der geliebte Mensch nicht ohne Begleitung sterben musste. In der Aussegnungsfeier, die meist am gleichen Tag im Zimmer der Verstorbenen stattfindet, können die Angehörigen Abschied nehmen. Diese schweren Stunden erlebt die Seelsorgerin immer wieder. Sie hat jedoch persönlich auch „sehr schöne Phasen“ auf dem traurigen letzten Lebensweg erfahren. „Eine Bewohnerin hat sich noch einmal nach vorn gebeugt in ihrem letzten Moment. Ich habe sie einfach mit meinen Armen aufgefangen und gehalten und ihr damit Geborgenheit geben können. Da waren keine Worte im Weg.“ Menschen können friedlich sterben, wenn sie sich auf den Tod einlassen und loslassen, meint Rohde. Dass lässt auch die Seelsorgerin innerlich zur Ruhe kommen.

Stefan Lotz

„Lena ist immer noch tot“

Der Moment des Sterbens ist nicht fassbar: Wie eine Mutter den Tod ihrer 18-jährigen Tochter erlebt

■ Lena starb mit 18 Jahren an einem angeborenen Herzfehler. Das ist acht Jahre her und für ihre Mutter Isabel Schneider-Wölfinger noch immer nicht vorbei. Das Leben und Sterben ihrer Tochter begleitet sie ständig. Auf die Frage, ob die Trauer nach dieser langen Zeit nicht endlich verfliegen sei, antwortet sie: „Lena ist immer noch tot.“ Das Hadern mit sich selbst, ob sie als Mutter einer herzkranken Tochter immer alles richtig gemacht hat; die Erwartung der Umwelt, den Verlust nicht mehr in den Vordergrund zu stellen: All das sind Herausforderungen, die Kraft kosten.

Foto: I. Graefe
Isabel Schneider-Wölfinger bietet heute Trauerseminare an

Doch die Erfahrungen in der immerwährenden Ausnahmesituation haben Isabel Schneider-Wölfinger auch gestärkt. Als Lena noch lebte, gründete sie den Elternverein herzkranker Kinder in Holzminden, war bei der Gründung der Kinderherzstiftung der Deutschen Herzstiftung dabei. 2003 rutschte sie „eher zufällig“ in die professionelle Trauerarbeit hinein. Im November dieses Jahres wird sie an der Evangelischen Akademie Hofgeismar wieder eine Tagung für trauernde Eltern und Geschwister leiten. „Ja“, bestätigt sie mit ihrer energisch hellen Stimme, sie könne sich aufgrund ihrer Erlebnisse intensiv in diese Menschen hineinversetzen. Die Trauer, die Wut, den Zwiespalt – das kennt die 48-Jährige.

Über die Grabstätte ihrer Tochter erzählt sie wie über einen ganz selbstverständlichen Ort, holt den Laptop, zeigt Bilder von dem ungewöhnlichen Grabstein mit dem filigranen Kreuz, das sie selbst entworfen hat. Dann hält sie inne: „Wissen Sie was? Manchmal hasse ich es. Und an anderen Tagen renne ich dreimal hin, sonst platze ich.“ Sie würde viel lieber eine neue Hose für Lena kaufen, stattdessen besorgt sie Blumen und fotografiert das Grab. „Solche komischen Sachen tut man in den Augen der anderen. Ich finde es normal“, beschreibt sie den Zwiespalt von verwaisten Eltern. Schon die Small-Talk-Erkundigung, „haben Sie Kinder?“, ist plötzlich kaum zu beantworten. Die Mutter hat sich entschieden, grundsätzlich zu sagen: „Ich habe zwei Kinder – Lena und Claas-Erik.“ Lena soll nicht ein zweites Mal sterben, indem ihr Leben ausgeblendet wird.

Für Isabel Schneider-Wölfinger persönlich bietet eine Trauertagung, „eine der wenigen Möglichkeiten, Raum für meine Tochter zu finden“ – auch wenn sie als Leiterin eine andere Rolle hat als die Teilnehmer. Sie

weiß, dass im Trauern „das, was für mich gut ist, nicht unbedingt auch gut für andere ist“; dass es kein Richtig und kein Falsch gibt. Dennoch: Kann man sich auf den Tod Nahestehender und die Zeit danach vorbereiten? „Ja und nein“, antwortet die Romanistin, Philosophin und Religionspädagogin. „Ja, denn der Tod ist unausweichlich. Nein, weil der Moment des Sterbens trotz aller Vorbereitung nicht fassbar ist. Mir als Lebender ist der Übergang entzogen.“

Um auf das Schlimmste zumindest äußerlich gefasst zu sein, hat sich Isabel Schneider-Wölfinger 18 Jahre jeden Morgen zuerst fertig angekleidet. Sie ist nie im Bademantel ins Kinderzimmer gegangen, „weil ich ja nicht wusste, wie ich reagieren würde, wenn was passiert“. So war es auch am Karfreitagmorgen 2001, als sie gegen drei Uhr wach wurde, sich anzog und um 3.20 Uhr das Telefon klingelte. Auf der Intensivstation lief Lenas Reanimation. „Ich weiß es noch exakt. Als ich hereinkam, hob sie wie grüßend den linken Arm, ‚hi‘“, erinnert sich die Mutter. Der letzte Kampf in der Reihe der letzten Tage dauerte keine halbe Stunde, dann starb Lena. „Und obwohl ich in den Tagen zuvor die Chance gehabt hatte, mich vorzubereiten, kam es dennoch plötzlich. Ich verstehe jetzt die Worte in Traueranzeigen ‚plötzlich und unerwartet‘.“

Und Lena selbst? Sie hat es wohl geahnt, denn sie hatte in den Tagen zuvor gesagt: „Wenn Gott will, dass ich sterbe, dann sterbe ich eben.“ Gut ein Jahr vor ihrem Tod hatte sie es abgelehnt, mit ihrer Mutter darüber zu sprechen, wie sie sich ihre Beerdigung wünscht: „Das ist jetzt nicht mein Thema.“ „Schade“, sagt ihre Mutter noch heute und ihr Blick schweift über die roten und weißen Rosen vor dem Haus weit hinaus in die Ferne.

Irene Graefe

„Regenbogen“ – Trauertagung für Familien in der Evangelischen Akademie Hofgeismar vom 20. bis 22. November 2009 unter Leitung von Isabel Schneider-Wölfinger. Zu dem Wochenende sind trauernde Mütter, Väter und Geschwister eingeladen, Trost zu finden und hoffnungsvolle Perspektiven zu entwickeln.

➔ Infos: www.akademie-hofgeismar.de

„Der Tod gehört zum Leben“

■ Wenn Carmen Kraft von ihrem nicht alltäglichen Beruf erzählt, gewinnt man den Eindruck, die 41-Jährige stehe mitten im Leben. „Stimmt“, bestätigt sie. Anders ließen sich Firma, Familie und ständige Erreichbarkeit nicht miteinander vereinbaren. Die Schreinermeisterin aus Hessisch Lichtenau ist verheiratet und hat zwei Kinder. Den Familienbetrieb, in dem auch ihr Ehemann und die Schwester mitarbeiten, führt sie bereits in dritter Generation.

Besuch zu Totensonntag

Carmen Krafts beruflicher Einsatz beginnt, wenn das Leben eines Menschen zu Ende gegangen ist. Wie in ländlichen Regionen üblich, arbeitet die Schreinermeisterin auch als Bestatterin. Dass sich viele Menschen mit dem Tod nicht auseinandersetzen möchten, weiß sie nur zu genau. „Noch immer wird das Thema tabuisiert, das Sterben in Kliniken und Altersheime abgeschoben. Dabei gehört doch der Tod zum

Leben dazu“, sagt sie voller Überzeugung. Um das auch jüngeren Menschen zu vermitteln, hat sie zusammen mit ihrem Vater Walter auf Anregung von Dekanin Carmen Jelinek vor rund zehn Jahren eine ungewöhnliche Aktion ins Leben gerufen: „Um den Totensonntag herum kommen Konfirmanden zu uns, denen ich von meiner Arbeit erzähle.“ Bei einem Besuch auf dem Friedhof gehe es zunächst um Erd- und Feuerbestattungen, die Grabsteingestaltung und um einen Blick in die Friedhofskapelle.

Anschließend beantwortet sie Fragen. Das erfordert Einfühlungsvermögen: „Ich frage immer nach, ob es in einer Familie vor kurzem einen Trauerfall gegeben hat.“ Leicht fällt den Konfirmanden das Sprechen über den Tod nicht, unsicheres Kichern komme schon mal vor. Ins Gespräch startet sie daher, indem sie von den Behördengängen erzählt, die die Bestatter bei einem Trauerfall den Hinterbliebenen abnehmen. Später zeige

sie Säрге und Urnen, gemeinsam hebe man auch mal einen Sarg an. „Es kommt sogar vor, dass sich wer hineinlegt.“ Problematisch? Nein, findet sie: „Mir geht es ja darum, Berührungsgänge abzubauen.“

„Leichnam ist nur eine Hülle“

Wenn sie davon erzählt, wie sie die Verstorbenen einsargt, also durch Waschen und Anziehen für die Bestattung vorbereitet, heißt es oft: „Das könnte ich nicht!“ Wie sie denn selbst damit umgehe, wollen die Konfirmanden wissen. „Man muss das liebevoll tun, mit Würde“, erwidert sie. Und erzählt, dass sie mit den Toten spreche und ein Fenster im Raum geöffnet lasse, „damit die Seele herausfliegen kann“. Das Wissen, dass sie den Hinterbliebenen helfe, erleichtere ihr die Arbeit. „Der Leichnam ist für mich nur eine Hülle.“ Wenn sie allerdings Unfallopfer oder jung Verstorbene bestatten muss, „dann zehrt das schon an mir“, räumt sie ein.

Bewusstes Abschiednehmen

„Das ‚Warum‘ kann keiner erklären.“ Und mit leiser Stimme fügt sie an, dass sie vor acht Jahren selbst ein Kind nach der Geburt verloren habe. „Seitdem weiß ich, wie wichtig das bewusste Abschiednehmen ist.“ Auch ihrer damals vierjährigen Tochter habe das geholfen, den Tod des kleinen Bruders zu verarbeiten. Kinder durch Ausgrenzung vor dem Thema bewahren zu wollen, das betont Kraft auch in Trauergesprächen, sei grundfalsch. „Der Tod gehört zum Leben“, wiederholt sie. Diese Überzeugung will sie den Konfirmanden vermitteln. Ihr Rat lautet, sich bewusst von dem Verstorbenen zu verabschieden. Die Hinterbliebenen kämen so leichter über den Schmerz hinweg. Aus eigener Erfahrung weiß Carmen Kraft: „Den Tod muss ich annehmen, wie er ist. Für Hinterbliebene ist der Abschied aber erst der Anfang eines langen Verarbeitungsprozesses.“

Albrecht Weisker

Bestatterin Carmen Kraft aus Hessisch Lichtenau spricht mit Konfirmanden über den Tod



Foto: A. Weisker

Fragen & Antworten zu Sterben und Tod

Gut zu wissen – im Fall der Fälle

■ Welche kirchliche Trauerbegleitung kann ich erwarten?

Pfarrerinnen und Pfarrer sind bereit, Sie in Ihrer Trauer als Seelsorger zu begleiten. Dazu gehört die vielerorts übliche Aussegnung des Verstorbenen, ein Seelsorgegespräch vor der Beerdigung, die Fürbitte für den Verstorbenen und seine Angehörigen im Gemeindegottesdienst, die Beerdigung selbst und die nachgehende Seelsorge im Trauerjahr. Scheuen Sie sich nicht, Seelsorge in Anspruch zu nehmen.

■ Was ist eine Aussegnung?

Nach der alten Tradition wurde von dem Verstorbenen im Haus Abschied genommen. In vielen Dörfern gibt es diese Tradition der Aussegnung des Verstorbenen im Wohnhaus noch immer. Fragen Sie in Ihrer Gemeinde um Rat, und äußern Sie Ihre Wünsche.

■ Wer entscheidet, wie ein verstorbener Angehöriger bestattet wird?

Oft äußern Menschen Wünsche hinsichtlich ihrer Beerdigung. Diese Wünsche sollten nach Möglichkeit auch respektiert werden. Wenn die Bestattungsform im Testament erwähnt ist, müssen Sie sich als Angehörige daran halten. Wenn keine Wünsche geäußert wurden, entscheiden die nächsten Verwandten.

■ Kann ich auf einem Friedhof meiner Wahl bestattet werden?

Es hängt von den örtlichen Friedhofsordnungen ab, ob Sie eine Bestattung Auswärtiger zulässt. Entsprechende Auskünfte erteilen die Friedhofsämter der Kommunen.

■ Gibt es eine ökumenische Bestattung?

Nein. Eine Bestattung erfolgt in der Regel in der eigenen Konfession. In Ausnahmefällen kann jedoch ein Amtsträger einer anderen Konfession in der Trauerfeier mitwirken. Dies muss mit dem zuständigen Pfarramt abgesprochen sein.



Foto: S. Lotz

■ Kann jemand, der nicht in der Kirche war, kirchlich beerdigt werden?

Die kirchliche Bestattung ist im Grundsatz den Mitgliedern der Kirche vorbehalten. Wer sich einmal durch Kirchenaustritt bewusst von der kirchlichen Gemeinschaft getrennt hat, kann nur in bestimmten Ausnahmefällen kirchlich bestattet werden, zum Beispiel wenn er die Absicht des Wiedereintritts bekundet hat, aber durch den Tod daran gehindert wurde. Sprechen Sie darüber mit Ihrer Pfarrerin oder Ihrem Pfarrer! Wenn eine kirchliche Bestattung nicht möglich ist, kann auch ein Redner eine Trauerfeier durchführen. Diese freien Redner werden über die Bestattungsinstitute vermittelt. Die Kosten für den Redner müssen Sie selbst bezahlen. Wenn Sie als Angehörige Trost suchen, können Sie sich selbstverständlich an Ihre Kirchengemeinde wenden.

■ Kann jemand, der Selbstmord begangen hat, kirchlich bestattet werden?

Ja, ein Selbstmord ist kein Hinderungsgrund mehr für eine kirchliche Bestattung.

■ Was kostet eine Beerdigung?

Neben den Kosten für Sarg, Grab (Friedhofsgebühren), Kränze und eventuelle weitere Leistungen eines Bestatters können noch Gebühren für die Nutzung der Friedhofskapelle, die Inanspruchnahme des Organisten oder der Organistin sowie für das Läuten hinzukommen. Findet die Trauerfeier in der Kirche statt, ist dies meist kostenlos.

■ Muss bei einer Trauerfeier gesungen werden?

Natürlich kann man auf Lieder bei der Trauerfeier verzichten. Aber bedenken Sie: Der Gesang kann hilfreich sein und Ihnen in Ihrem Schmerz Trost spenden. Auch wenn Sie selbst nicht singen wollen oder können, gibt es meist Menschen im Trauergottesdienst, die mitsingen. Eine Alternative ist, neben dem Gesang ein oder zwei Instrumentalstücke spielen zu lassen, wenn sich Musiker dafür finden.

www.ekd.de/ Dekan Dr. Martin Arnold, Eschwege

„Wir brauchen rituelle Eckpfeiler“

Die letzten Dinge regeln – wie geht das, und muss das überhaupt sein? Es ist nicht notwendig, über den eigenen Tod hinaus zu planen, sagt der Kasseler Museumsdirektor Reiner Sörries in unserem Interview. Er hält andere Dinge für wichtiger.



Kulturmanager, Wissenschaftler – und Pfarrer:
Prof. Dr. Reiner Sörries ist Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal und Direktor des Sepulkralkultur-Museums.

■ **Die letzten Dinge – daran denkt man nicht gern. Trotzdem kommen viele Besucher zu Ihnen ins Museum für Sepulkralkultur, wo es um ebendiese Dinge geht. Wie erklären Sie das?**

Sörries: Viele Menschen sagen ja, der Tod sei ein Tabu und in unserer Gesellschaft an den Rand gedrängt. Aber man kann schon beobachten, dass in den letzten Jahren sehr viel in der Öffentlichkeit, in der Politik aber auch privat über den Tod gesprochen wird. Das hat viele Gründe – und da gibt es eben auch Menschen, die die Gelegenheit wahrnehmen, ein Museum für Bestattungsritus, Trauerkultur, zu besuchen.

Erkennen Sie einen Trend? Beschäftigen sich die Menschen wieder stärker mit dem Tod?

Sörries: Ja. Denken wir bloß mal an die Diskussion über die Patientenverfügung. Plötzlich wird der Mensch damit konfrontiert, etwas regeln zu müssen im Umfeld des Todes, was früher nicht der Fall war. Oder die Regelung der

Organspende, die Diskussion über aktive Sterbehilfe: Es gibt äußere Faktoren, die mich dazu veranlassen können, mich mit Sterben und Tod auseinanderzusetzen. Anders ist es allerdings nach wie vor im persönlichen, intimen familiären Bereich: Wenn da ein Mensch im Sterben liegt oder ein Todesfall droht, haben wir nach wie vor sehr große Ängste, dann schweigen wir lieber.

Der Boom, den Friedwälder als Bestattungsorte momentan erleben, könnte ein Indiz dafür sein, dass man das Thema Tod weniger verdrängt und verstärkt über das eigene Sterben nachdenkt. Stimmt das?

Sörries: Ja, die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Beisetzungsarten zu wählen, fordert uns, über die letzten Dinge nachzudenken. Früher war alles geregelt: Da lief beim Sterben alles ab, wie es bei Eltern, Großeltern und Urgroßeltern war. Jetzt kann und muss ich mich entscheiden, und daraus entsteht natürlich ein

Nachdenkbedarf: Was ist denn für mich das Richtige? Ich habe den Eindruck, je säkularer unsere Gesellschaft und die Menschen werden, desto mehr versuchen wir, unsere Individualität über den Tod hinaus festzuhalten. Wer es gewohnt ist, zeitlebens alles zu regeln, seine Karriere und Familie zu planen, der will das auch angesichts des Todes oder sogar über den Tod hinaus tun. Deshalb die Vorsorgeverträge, die regeln, wie mit uns nach unserem Tod verfahren werden soll.

Ist die Sterbekultur ein Spiegelbild der Lebenskultur?

Sörries: Davon erzählen ja unsere Friedhöfe. Früher war die Beerdigung ein großes öffentliches Ereignis. Heute werden die Trauerfeiern immer kleiner, immer privater. Viele Menschen wollen sogar die Urne mit nach Hause nehmen. Damit entziehen sie die Verstorbenen der Gemeinschaft. Sie wollen alles so regeln, wie es für sie in Ordnung ist, ohne danach zu fragen, ob denn vielleicht andere um den Menschen trauern.

Wie soll man denn richtig Abschied nehmen?

Sörries: Wir brauchen wieder rituelle Eckpfeiler, an denen wir uns vom Sterbeprozess bis zur Trauerphase festhalten können. Also Markierungen, die es uns leichter machen, mit dem Tod umzugehen und darüber zu sprechen. Ein Beispiel: In Krankenhäusern und Altenheimen herrschte

jahrzehntelang Schweigen über die Tatsache, dass dort gestorben wird. Mittlerweile haben wir von Hospizeinrichtungen gelernt: Wenn ein Patient verstirbt, wird eine Kerze vor die Zimmertür gestellt. Oder es gibt einen kleinen Stationsaltar mit dem Bild des Verstorbenen und einer Kondolenzliste. In manchen Kirchengemeinden gibt es monatliche oder wöchentliche Totengedenken für Menschen, die trauern. Das alles sind ritualisierte Bausteine, die es uns leichter machen, den Tod wahrzunehmen, ihn zu begreifen.

Sind diese Rituale nur etwas für religiöse Menschen?

Sörries: Nein, überhaupt nicht. Rituale sind für jeden Menschen sinnvoll, ungeachtet der religiösen oder weltanschaulichen Einstellung. Natürlich können religiöse Elemente beim religiösen Menschen sinnvoll verstärkend hinzutreten, aber alle Menschen haben Angst zu trauern.

Wie kann man sich sinnvoll auf den eigenen Tod vorbereiten?

Sörries: Eigentlich sollte es auf jeder Jahrzehnt-Altersstufe Ansatzpunkte geben, über Sterben und Tod nachzudenken, was im Sinne einer früheren Ars Moriendi – der Kunst des Sterbens – eingeübt werden kann. Wenn einer seinen Führerschein macht, sollte er sich überlegen, ob er einen Organspendeausweis haben will. Mit 30 haben Menschen eine Familie gegründet und schließen

zur Absicherung eine Lebensversicherung ab. Mit 40 schließt man eine Sterbeversicherung ab, damit die Beiträge noch günstig sind. Mit 50 macht man sein Testament und eine Patientenverfügung. Mit 60 legt man fest, wie die eigene Bestattung ablaufen soll. Und mit 70 kann man sich dann getrost zurücklehnen und sagen: Ich habe alles geregelt.

Wie haben Sie persönlich Ihre letzten Dinge geregelt?

Sörries: Ganz anders. Einen Organspendeausweis habe ich nicht. Ein Testament haben meine Frau und ich gemacht. Eine Lebensversicherung habe ich auch, die ist allerdings schon ausbezahlt worden. Eine Bestattungsvorsorge habe ich nicht. Und das hat auch gute Gründe, glaube ich. Ich meine nämlich, dieser Trend, für seinen eigenen Tod vorzusorgen und zu regeln, wie alles ablaufen soll, das ist nicht meine Aufgabe, sondern das ist die Aufgabe der Angehörigen, die mich dann mal bestatten.

Wirklich? Diese Antwort hätte ich vom Direktor des Sepulkralmuseums nicht erwartet.

Sörries: Doch, denn ich bin dann ja tot. Mit meinem Tod müssen die Hinterbliebenen, die Trauernden leben. Und die müssen das so regeln, wie es für sie richtig ist. Warum soll ich denen Vorschriften machen und sagen: Ich will eine pompöse Bestattung oder aber eine anonyme Wiese, wenn die vielleicht lieber ein Reihengrab möchten? Oder ich wähle das Lied 528: „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig ...“ und dann sagt meine Frau: Das kann ich absolut nicht hören. Ich meine: Die Bestattung eines Verstorbenen ist Sache der Angehörigen.

Fragen: Lothar Simmank

Allein auf dem letzten Weg

Wie Menschen bestattet werden, um die sich niemand kümmert



Friedhöfe sind Orte der Trauer: Nicht immer gibt es Angehörige am Grab eines Verstorbenen

■ Die kleinen Reihengräber nahe dem Eingang des Kasseler Hauptfriedhofs dienen einem besonderen Zweck: Hier liegen Verstorbene ohne Angehörige. Nur wenige sind mit einem Grabstein oder Blumen geschmückt. Für Verstorbene, die keine Angehörigen haben, die die Beerdigung bezahlen könnten, muss die Stadt Kassel einspringen. Sie übernimmt im laufenden Jahr die Kosten für rund 350 Sozialbestattungen. Dazu kommt eine steigende Zahl von Fällen, für die das Ordnungsamt zuständig ist: 58 Menschen ohne Angehörige und Wohnungslose waren es in Kassel im Jahr 2008.

Für die Friedhofsverwaltung, die in Kassel – bundesweit eine Besonderheit – in kirchlicher Trägerschaft ist, bedeutet die Zunahme solcher Fälle eine Herausforderung: „Uns sind christliche Werte wichtig“, sagt deren Leiter Jürgen Rehs. Die so Verstorbenen werden bewusst nicht anonym beigesetzt, um Trauernden später die Möglichkeit zu geben, ihren Verlust zu verarbeiten.

Viel mehr kann die Friedhofsverwaltung hier jedoch nicht tun. Denn weil die Kostenübernahme durch das Ordnungsamt begrenzt ist, können teure Wünsche der Verstorbenen nicht berücksichtigt werden. Die generell vorgesehene Bestattung sieht eine Verbrennung vor. Nur in Ausnahmefällen, wie zum Beispiel bei bestimmten religiösen Riten, wird eine Erdbe-

stattung vollzogen. Auch die Grabpflege wird vom Ordnungsamt finanziert. Da die Ruhezeit der Gräber 20 Jahre beträgt, kommt die Behörde in diesem Zeitraum für die anfallenden Kosten auf.

Auch wenn nur wenige oder gar keine Trauergäste zur Beisetzung erscheinen, sorgt die Friedhofsverwaltung für ein würdiges Abschiednehmen in der Kapelle. Lange wird dort allerdings nicht verweilt. Jeder Gast – und, wenn anwesend, natürlich auch der Pfarrer oder die Pfarrerin – hat die Möglichkeit, einige Worte zu sagen, bevor die Beisetzung vollzogen wird.

Dass die Kasseler Friedhöfe kirchlich verwaltet werden, bedeutet nicht, dass dort nur Christen beigesetzt würden: Alle Einwohner der Stadt Kassel ohne Unterschied der Religion und Konfession haben ein Recht auf Beisetzung. Ob die Trauerfeier von einem Pfarrer geleitet wird, hängt davon ab, ob dies gewünscht und organisiert wird. Dieser wird im Normalfall von Verwandten oder Freunden des Verstorbenen beauftragt. Oder das Friedhofsamt stellt Kontakt zum Pfarramt im Stadtteil her. Wenn der Verstorbene allerdings wohnungslos war, gibt es noch eine letzte Möglichkeit: Die Dekanin des Stadtkirchenkreises schickt einen Geistlichen. Dies geschieht aber nur, wenn der Tote Kirchenmitglied war. Andernfalls läuft die Bestattung ohne Pfarrer ab. *Inga Kilian*

Über den Tod hinaus

Fragen, Angst und Trauer bleiben.

Aber am Ende steht die christliche Auferstehungshoffnung.

■ Gehen wir in Gedanken über den Friedhof. Vorbei an Gräbern, Gedenksteinen, Blumen und Kränzen. Still ist es, der Verkehrslärm ist abgeebbt, nur das Rauschen der Bäume oder das Rascheln des Herbstlaubes dringt an unser Ohr.

Eine Frau pflegt eine Grabstelle. Vor einem Grabstein hält ein Mann stille Zwiesprache. Ganze Generationen sind an diesem Ort bestattet. Zur letzten Ruhe gebettet, nachdem sie sterben mussten: durch Krankheit oder Unfall, in hohem Alter, durch tragische Ereignisse. Wir lesen die Namen und Daten auf den Steinen, spüren Erinnerungen nach, ahnen Schicksale.

Und fast unausweichlich gerät die eigene Person in den Blick: Wie wird es bei uns einmal sein? Wann wird der Stein mit unserem Namen aufgestellt werden? Welche Inschrift wird er tragen? Beim Gang über den Friedhof begegnen wir nicht nur vergangenen Lebensgeschichten, sondern auch der eigenen Zukunft: Auch wir werden einmal sterben und begraben werden. Wir mögen den Gedanken daran noch so erfolgreich beiseiteschieben, aber der Tod ist auch für uns unausweichlich. Eines Tages steht er uns allen bevor. Und dann?

Glaubensfragen

Von dieser Frage werden wir Menschen seit jeher umgetrieben. Gibt es ein Danach? Ist der Tod die Endstation, die vollständige Auflösung und Auslöschung



Foto: Fotolia

Am Ende ist das Leben stärker als der Tod. Das ist zentraler Inhalt der christlichen Auferstehungsbotschaft.

unserer Existenz? Oder ist er ein Durchgang in ein neues, anderes ewiges Leben? Christen beantworten diese entscheidende Frage mit dem Bekenntnis: „Ich glaube an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.“ Aber was kann das heißen? Wie sollen wir uns das vorstellen? Kann das wirklich wahr sein?

Diese Frage ist vor allem eines: eine Glaubensfrage. Und Glaube heißt Vertrauen. Worauf vertraue ich in meinem Leben und angesichts meines Todes? Worauf setze ich mein Vertrauen – vor allem, wenn meine Welt unterzugehen droht, wenn alle Stützen brechen, mit denen ich mein Leben zu sichern versucht habe, wenn ich alles loslassen muss, ge-

rade auch mich selbst? Schon das Nachdenken über den eigenen Tod und schließlich der Tod selbst stellt uns vor diese Vertrauensfrage. Und der christliche Glaube gibt die Antwort: Auch in dem Augenblick, in dem für mich hier alles aufhört, womöglich selbst mein Gottvertrauen, hört Gott nicht auf, bei mir zu sein. Lässt er mich nicht los. Holt er mich zu sich. Und wo Gott ist, herrscht das Leben.

Dieses Vertrauen hat grundlegend mit Jesus Christus zu tun. Mit seinem Leben, seinem Sterben, seiner Auferstehung an Ostern. Die biblischen Osterberichte verkünden diese unfassbare Nachricht von der Überwindung des Todes unterschiedlich und

stockend, sie verschweigen auch die Zweifel nicht – und sind doch eindeutig in ihrer Botschaft: Jesus, der Gekreuzigte, ist zu neuem unbegreiflichem Leben erweckt worden und begegnet seinen Anhängern mit dem vertrauten Gruß: „Friede sei mit euch!“ Gottes Liebe hat sich stärker erwiesen als alle Gewalt des Todes. Und so ist Jesus uns vorausgegangen, hat für uns den Weg gebahnt und die Tür geöffnet. Mit Blick auf ihn gilt auch für uns: Der Tod und seine Helfershelfer haben zwar noch Macht über uns, aber nicht mehr das letzte Wort. Unser Dasein ist kein hoffnungsloser Fall. Sondern es hat Zukunft. Seine Perspektive ist ein neues vollendetes Leben bei Gott.

Neuwerdung

Weil dieses Leben geheimnisvoll bleibt, spricht auch die Bibel von ihm sehr zurückhaltend. Sie deutet ein Leben bei Gott nur an. Der Apostel Paulus benutzt etwa das Bild vom Säen: „Es wird gesät in Armseligkeit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesät ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib“ (1. Korintherbrief, Kap. 15, Verse 43-44). An anderer Stelle spricht er von der Freiheit von der Vergänglichkeit, nach der alles sich sehnt (Römerbrief, Kap. 8, Verse 20-23). Und in der Offenbarung des Johannes ist von dem Ort die Rede, an dem Gott abwischen wird alle Tränen von unseren Augen, an dem es keinen Tod, kein Leid und keinen Schmerz mehr gibt (Offenbarung Kap. 21, Verse 3+4). Was uns diese Bilder nicht vor Augen wär. Oder eine Ewigkeit, in der unser Leben einfach endlos so weitergeht, wie es hier auf Erden gewesen ist. Auferstehung meint nicht Wiederbelebung, sondern

altes und neues Leben sind zwar aufeinander bezogen, aber voneinander geschieden. Der Tod markiert den großen Bruch. Auferstehung heißt Neuwerdung, Verwandlung, Vollendung. Mit uns fängt dann wirklich etwas Neues an: mit unserem Leib, unserer Seele, unserem Geist, unserer ganzen Lebensgeschichte mit ihren Höhepunkten und Niederlagen, mit all unseren Erfahrungen. All das, hoffen wir, soll aufgehoben, voll-

endet, erfüllt werden. Mit den Spuren unseres gelebten Lebens an uns werden wir verwandelt. Gott macht uns zu den Menschen, als die er uns von Anfang an gewollt hat, unter seinem neuen Himmel, auf seiner neuen Erde.

Vollendung

Von einer solchen Vollendung, die hinter diesem irdischen Leben liegt, erzählen beim Gang über den Friedhof manchmal die Grabsteine: „Hier ruht im Frieden Gottes ...“ steht darauf, oder: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt“. Auch wenn nicht alle Fragen beantwortet werden können, spricht aus solchen Worten dennoch ein großes Vertrauen und eine große Hoffnung: Wir können nicht hier bleiben, aber Gott ist es, der uns immer umgibt, auch im Tod. In ihm bleiben wir geborgen. Durch ihn werden wir befreit von allem Schmerz und aller Unzulänglichkeit. Durch ihn werden wir verwandelt zum wahrhaftigen und endgültigen Leben.

Dieser Glaube „an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben“, der seit Ostern in der Welt ist, strahlt auch auf unser Dasein hier und jetzt aus: Weil ich darauf vertraue, dass mein Leben auf Erden mehr ist als nur eine in sich geschlossene Geschichte, die auf ihr unumkehrbares Ende zuläuft, brauche ich nicht zwanghaft alle Angebote dieses Lebens auszuschöpfen und bis zur Neige zu konsumieren. Ich darf genießen, was mir geschenkt wird, brauche

Auferstehung

*Manchmal stehen wir auf,
Stehen wir zur Auferstehung auf
Mitten am Tage
Mit unserem lebendigen Haar
Mit unserer atmenden Haut.*

*Nur das Gewohnte ist um uns.
Keine Fata Morgana von Palmen
Mit weidenden Löwen
Und sanften Wölfen.*

*Die Weckuhren hören nicht auf zu ticken.
Ihre Leuchtzeiger löschen nicht aus.
Und dennoch leicht,
Und dennoch unverwundbar
Geordnet in geheimnisvolle Ordnung,
Vorweggenommen in ein Haus aus Licht.*

Marie Luise Kaschnitz

aber von diesem Leben nicht alles zu erwarten. Wer die Suche nach Erfüllung auf dieses Leben begrenzt, gerät leicht in eine gefährliche Versuchung: Möglichst alles mitnehmen, verzweifelt und gierig, ohne Rücksicht auf Verluste, ohne Respekt vor den Folgen der eigenen Handlungen. Eine solche Haltung legen ja nicht wenige an den Tag. Warum sich zurückhalten, warum an andere denken, warum sich einsetzen? „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“, bringt schon die Bibel diese Lebenshaltung auf den Punkt (1. Korintherbrief Kap. 15, Vers 32).

Auferstehung

Aber wer so denkt und so lebt, der glaubt an den Tod. Der gibt ihm das letzte Wort über das Leben. Die christliche Auferstehungsbotschaft setzt dagegen: Am Ende ist das Leben stärker als der Tod. Deshalb hat es einen Sinn zu leben in Glaube, Liebe

und Hoffnung. Es hat einen Sinn, über sich hinauszublicken und sich hier und jetzt für die Würde jedes Menschenlebens einzusetzen. Es hat einen Sinn, schon hier und jetzt an Gottes neuem Himmel und seiner neuen Erde mitzuarbeiten, in der Gerechtigkeit wohnt (1. Petrusbrief, Kap. 3, Vers 13). Denn das ist das Ziel, auf das alles zusteuert. Und manchmal ahnen wir ja für einen Moment schon hier etwas davon, wie leicht und gut und vollendet das sein könnte, das Leben, das uns „danach“ in seiner Fülle bei Gott erwartet. Marie Luise Kaschnitz hat diese Ahnung in oben stehendem Gedicht in wunderbar poetische Worte gefasst. Darauf gehen wir zu. Nicht ohne Fragen, nicht ohne Angst, nicht ohne Trauer angesichts der zahllosen Gräber. Aber in Vertrauen und Hoffnung. So glauben wir „an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben“.

Maik Dietrich-Gibhardt

Begleitet über die Schwelle gehen

Bischof Martin Hein zieht eine klare Grenze zwischen Sterbebegleitung und aktiver Sterbehilfe

■ **Sich auf den eigenen Tod vorbereiten – kann das auch bedeuten, den Zeitpunkt des Sterbens selbst bestimmen zu wollen?**

Hein: Es ist gut, sich bewusst auf den eigenen Tod vorzubereiten, denn er gehört zu unserem Leben dazu. In früheren Zeiten hat man von der „Kunst des Sterbens“ gesprochen. Das hat auch eine praktische Seite. Selbst wenn es schwerfällt, sollte man über die letzte Etappe des Lebens mit Menschen seines Vertrauens reden: mit Angehörigen oder mit dem Hausarzt und eine Patientenverfügung vorbereiten. Allerdings widerspricht es dem christlichen Menschenbild, über den Zeitpunkt für das Ende des Lebens willkürlich zu bestimmen. Das Leben ist eine Gabe Gottes. Es ist uns geschenkt worden.



Prof. Dr. Martin Hein, Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, spricht sich im Interview entschieden gegen aktive Sterbehilfe aus.

tötung und den Beistand dazu faktisch ermöglicht. Hier wird die Balance zwischen Autonomie des Patienten und der Sorge für das Leben verletzt.

Lehnen Sie ärztliche Sterbehilfe ab, wenn das Leiden für einen kranken Menschen unerträglich wird?

Hein: Der Auftrag des Arztes besteht darin, Menschen zu heilen und – wenn das nicht möglich ist – Leiden und Schmerzen zu mindern. Hier bietet die sogenannte Palliativmedizin viele, oft nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten. Eine wichtige Arbeit leistet auch die ambulante und stationäre Hospizarbeit. Aktive Sterbehilfe, das heißt einen Menschen vorsätzlich zu töten, ob mit Zustimmung oder ohne, widerspricht nicht nur dem ärztlichen Berufsethos, sie verstößt auch gegen das Gebot „Du sollst nicht töten“. Man muss sich fragen, welche Folgen die Möglichkeit aktiver Sterbehilfe für das Vertrauensverhältnis zwischen

Arzt und Patient haben kann und welchen Einflüssen der Arzt ausgesetzt ist, der einer Assistenz der Selbsttötung zustimmen soll. Fatal wäre es, wenn etwa wirtschaftliche Überlegungen eine Rolle bei der Frage spielen würden, ob eine aufwendige Pflege oder teure Schmerzbehandlung fortzuführen sei.

Wo würden Sie die Grenze definieren zwischen Sterbebegleitung und aktiver Sterbehilfe?

Hein: Die Grenze liegt dort, wo das Ziel des ärztlichen Handelns der Tod des Patienten ist und die Behandlung bewusst den Tod eines Menschen herbeiführt. Das ist inakzeptabel und in Deutschland verboten. Anders verhält es sich, wenn etwa durch die Verabreichung von schmerzstillenden oder -mindernden Mitteln Nebenwirkungen auftreten, die das Leben verkürzen.

Welche gesetzliche Regelung zum Thema aktive Sterbehilfe wünschen Sie sich für Deutschland?

Hein: Wir sollten dringend in Deutschland an der klaren Gesetzesregelung festhalten, die aktive Sterbehilfe untersagt. Die Kirche steht ein für eine Lebenshilfe bis zum Ende des Lebens.

Wie kann ein Mensch – auch wenn er schwerkrank ist – in Würde sterben?

Hein: Er kann dies tun, wenn er sich gut aufgehoben weiß: begleitet von Menschen, die für ihn sorgen, und im Vertrauen darauf, dass Christus mit ihm über die Schwelle des Todes geht.

Fragen: Lothar Simmank



Mehr Infos: www.ekd.de/patientenverfuegung

Darf ein Mensch sich selbst töten?

Hein: Es geht nicht ums „Dürfen“ – also um eine moralische Abwägung „erlaubt oder nicht erlaubt“ oder um eine vermeintlich freie Entscheidung „pro und kontra“. Menschen, die den Wunsch haben, sich selbst zu töten, tun dies, so zeigen alle Erfahrungen, nicht aus freien Stücken, sie stehen unter einer ungeheuren seelischen und körperlichen Spannung. Wir sind gefordert, ihnen zu helfen, ihre Schmerzen zu lindern und den belastenden Druck zu mindern. Sich selbst zu töten, ist keine Alternative, sondern Kapitulation. Sorge muss hier das jüngste Gesetz zur Patientenverfügung bereiten, das den Wunsch nach Selbst-

blick magazin | Ratgeber

Abschied für immer?

■ Vor einiger Zeit kam ein Vater – nennen wir ihn Jan – zu mir, weil seine kleine vierjährige Tochter an einer Krebserkrankung litt und die Ärzte ihm keine Hoffnung darauf machten, dass sie wieder gesund werden könnte. Er setzte alles daran, das Kind gut zu betreuen und seiner Familie den Abschied leichter zu machen.

Es wurden Gespräche geführt und therapeutische Begleitung geplant, und die Atmosphäre zu Hause war von großer Fürsorge geprägt. Das Mädchen starb. Von nun an änderte sich das Familienklima. Während seine Frau weinte und das Grab des Kindes besuchte, vergrub sich der Vater in seine Arbeit und verweigerte sich den Beziehungen zu anderen Familienmitgliedern. Er, der sich so viel Mühe gegeben hatte, die Familie um das kranke Kind herum zusammenzuhalten, gab diese nun auf. In gewisser Weise gab er sich selbst auch auf, hatte keine Zuversicht und keine Zukunftsgewissheit mehr. Und er gab auch das verstorbene Mädchen auf. Er konnte nicht um sie weinen, besuchte nicht ihr Grab und stellte alle Konzentration auf seine alltägliche Arbeit um. Für ihn war ihr Tod ein Abschied für immer.

An dieser Geschichte habe ich die Brutalität und Gewalt des Todeserlebens erkannt, die uns gnadenlos erscheint, Kinder nicht schont und uns fassungslos zurücklässt. Der Tod ist uns nicht verfügbar, und wir haben keine Sicherheiten ihm gegenüber. Er weist uns auf Vertrauen und Hoffnung als einzige positive Einstellung.

Ich habe einmal den Satz gelesen: „Möge der Tod uns lebendig finden und

das Leben uns nicht tot.“ Neben der Hoffnung braucht es tatsächlich einen Geist, der über die organischen Grenzen unseres Lebens auf die Zukunft geht und mehr für möglich hält als das einfache Existieren in dieser Welt. Erich Fromm hat gesagt: „Die Geburt ist nicht ein augenblickliches Ereignis, sondern ein dauernder Vorgang. Das Ziel des Lebens ist es, ganz geboren zu werden, und seine Tragödie, dass die meisten von uns sterben, bevor sie ganz geboren sind.“

Es geht um diese Bereitschaft, mit Leidenschaft zu leben und dabei über die engen natürlichen Grenzen hinauszuwachsen. Mit dieser Leidenschaft kann der Mensch sich von einem geheimen Anbeter des Todes, der nur das irdische Leben anerkennt, zu einem Christen mit neuem Bewusstsein entwickeln: ein Bewusstsein, dass der Tod nicht zu fürchten ist, weil er das Leben nicht besiegen kann, das in Gott ewig ist.

Jan hat lange Zeit gebraucht, um den Tod seiner Tochter zu verwinden und die Gefahr einer depressiven Reaktion zu bannen. Das Kind tot, der Vater auf dem Weg in die Starre der Depression – das war der Ausgangspunkt einer schweren Beratung, in deren Verlauf viele verbitterte Anklagen gehört werden mussten.

Die Wende kam, als schließlich in der Erinnerung an die wunderbare und bis zu ihrem Tod lebens- und liebevolle kleine Tochter eine Rührung geschah und der tobende Mensch weicher und zugänglicher wurde für das Leben. Erst die Dankbarkeit für das, was das Kind ihm geschenkt hatte, machte ihn wieder bereit, zu fühlen und sich zu öffnen für wahres Leben.



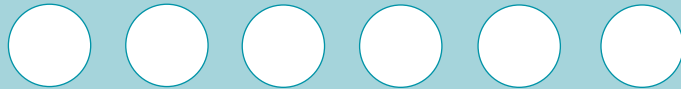
Pfarrer Rüdiger Haar, Pastoralpsychologe und analytischer Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut, leitet die Psychologische Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen des Diakonischen Werks in Kassel, T (05 61) 7 09 74 - 2 50

Ein Vater trauert um seine vierjährige Tochter: Er konnte nicht um sie weinen, besuchte nicht ihr Grab und stellte alle Konzentration auf seine alltägliche Arbeit um. Für ihn war ihr Tod ein Abschied für immer.

Was alle Zeit überdauert

X Das blick-Rätsel

von Karl Waldeck



1 Ein unangenehmer Ort, einer zum Fürchten. Auf etlichen mittelalterlichen Darstellungen bildkräftig festgehalten. Ein Ort oder Zustand der Reinigung nach dem Tode sei dies, so könnte man sagen – auf dem Weg zur himmlischen Seligkeit. Die evangelische Theologie hat dieser mittelalterlichen Vorstellung nichts abgewinnen können – welcher?

- Vorhölle
- Hades
- Fegefeuer

2 „Das ist die Hölle!“, sagt der Italiener und benutzt dieses Wort, das auch in die deutsche Sprache Einzug gefunden hat. Wie heißt es?

- Diavolo
- Vesuvio
- Inferno

3 Apokalypse Now! Nachzulesen in der Bibel – und zwar im 2. Buch Mose, Kapitel 7, Verse 14 ff. Wasser wird hier nicht zu Wein, sondern zu Blut. Das gilt nicht zuletzt für einen der großen biblischen Ströme. Für welchen?

- Euphrat
- Nil
- Jordan

4 Letzte Dinge, von denen der Apostel Paulus spricht. Worin besteht die christliche Hoffnung seit Ostern – nachzulesen im 1. Korintherbrief, Kapitel 15? Es geht hier um Hoffnung auf

- Ewiges Leben
- Auferstehung
- Wiedergeburt

5 Das „ewige Licht“. Im ewigen Licht, das Christus ist, zu leben, nicht zuletzt darin besteht die christliche Hoffnung. Viele alte Gebete und Hymnen sprechen davon – auch in lateinischer Sprache. Wie aber heißt Licht auf Latein?

- Watt
- Volt
- Lux

6 „O ..., du Donnerwort!“ So markant bezeichnet der Pfarrer und Liederdichter Johann Rist einen Begriff, der tatsächlich zu den „Letzten Dingen“ gehört. Nämlich welchen?

- Ewigkeit
- Liebe
- Paradies

Das Lösungswort ergibt sich aus den jeweils ersten Buchstaben der richtigen Antworten von 1 – 6

Dabei geht es eindeutig um letzte Dinge, auch wenn der Begriff in unserem Sprachgebrauch eher mit Blick auf einen Sportwettbewerb, das Konzertpodium oder die Opernbühne gebraucht wird.

Schicken Sie das Lösungswort bis zum 16. November 2009 (Einsendeschluss) auf einer frankierten Postkarte an: blick in die kirche Heinrich-Wimmer-Str. 4 34131 Kassel oder per E-Mail an: raetsel@blick-in-die-kirche.de

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Redaktion behält sich vor, die Namen der Gewinner im Magazin blick in die kirche zu veröffentlichen. Teilnehmende erklären ihr Einverständnis. Gewinner des letzten Preisrätsels (Mai 2009) war Waldemar Döring aus Hasselroth.



Unesco-Welterbe: Die Wartburg war Schauplatz kultureller Höhepunkte deutscher Geschichte

Auf die Wartburg!

■ Gut tausend Jahre blickt die Wartburg als Wahrzeichen Eisenachs von ihrer grünen Höhe in alle Himmelsrichtungen. Der Klassiker der deutschen Burgen beherbergt heute Ausstellungen und ein Hotel.

Aber schon im Mittelalter galt die Wartburg als gastfreundliche Herberge: Der Minnesänger Walther von der Vogelweide lobte den Hof des Landgrafen; Elisabeth von Thüringen wuchs hier auf; Martin Luther fand Quartier und herzliche Aufnahme. 1521 nämlich ließ Kurfürst Friedrich der Weise den verfolgten Rebellen auf die Wartburg bringen. Auf diese Weise sollte der für vogelfrei erklärte Luther kurzfristig aus dem Rampenlicht verschwin-

den und vor Angriffen geschützt werden. Luther lebte inkognito als „Junker Jörg“ auf der Wartburg. Er litt jedoch unter der Ver-



bannung – berichtet wird von „Kämpfen mit dem Satan“ im „Reich der Vögel“.

In dieser Situation widmete sich der Wittenberger Theologieprofessor einer neuen Aufgabe: Er übersetzte in nur elf Wochen das Neue Testament aus dem Griechischen ins Deutsche. Das später noch von Melancthon und anderen bearbeitete Werk erschien 1522 im Druck. Dieses sogenannte „Septembertestament“ fand reißenden Absatz und stellte einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung einer einheitlichen deutschen Schriftsprache dar.

Zu gewinnen beim blick-Rätsel:



Gewinnen Sie ein Wochenende in der Zeit von Januar bis März 2010 für zwei Personen (zwei Übernachtungen im Doppelzimmer mit Frühstück) im Hotel auf der Wartburg. Die freie Nutzung des Vitalbereichs „Jungbrunnen“ ist eingeschlossen.

Hotel auf der Wartburg
99817 Eisenach
T (0 36 91) 797-223, Fax -200
info@wartburghotel.de
www.wartburghotel.de

Erleben Sie eine Hoch-Zeit der Sinne in einem der schönsten Berghotels Europas: Das Hotel auf der Wartburg wartet mit Fünf-Sterne-Komfort und Thüringer Gastfreundschaft in der Lutherstadt Eisenach auf unsere Gewinner.

Am 18. November ist Buß- und Bettag



■ Zum diesjährigen Buß- und Bettag setzt die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck mit einer neuen Kampagne Zeichen. Die Lebenszeit läuft ab; so viel ist sicher. Was zählt und trägt wirklich? Was schenkt Verlässlichkeit und Vertrauen auf einer Grundlage, die nicht einfach zerrinnt wie Sand zwischen den Fingern? Gefragt ist eine Alternative zu der Torheit, die das Haus des Lebens auf Sand baut (Matthäus 7,26). Jesu Botschaft hören und tun, ist Anknüpfungspunkt am Buß- und Bettag – ein Appell zur Umkehr.

Zum Thema „Was zählt noch?“ findet am 19. November (20 bis 21 Uhr) ein Onlinechat mit Bischof Martin Hein statt. Zu finden im Internet unter www.ekkw.de/bischof/chat.html

„Schlagt zu!“

Martin Luther über Tod und Auferstehung

Vor dem Sterben mit den dabei zu erwartenden Schmerzen oder geistiger Umnachtung hat Luther keine Angst gehabt hat.

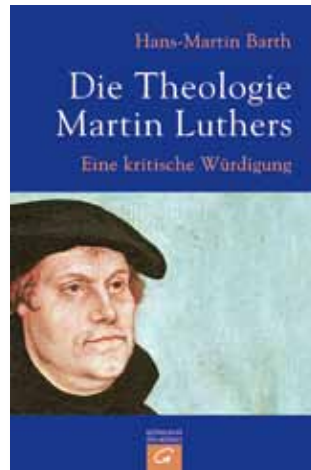
Was ihn beschäftigte, war die Tatsache, dass der Mensch überhaupt sterben muss.

■ Das Leben kam ihm vor wie „ein ungestümer Wurf, durch den wir zum Tod hingerissen werden“.

Es erschien ihm unauslotbar wie der Klang einer Vogelstimme: „Wo sie anfängt, wo sie aufhört, weißt du nicht: So ist unser Leben.“ Die Menschen wissen, dass sie eines Tages sterben müssen, und leiden darunter wie keine andere Kreatur. Das Gras kommt hervor und stirbt auf Anordnung des Schöpfers, unter Gottes „wohlwollendem Lächeln“.

Freilich, auch die unschuldige Kreatur leidet: Das Schwein kreischt ängstlich, wenn es geschlachtet wird, und der Baum, wenn er geschlagen wird, fällt nicht ohne Knarren. Aber die Menschen leiden am meisten, denn sie wissen: Wir sind „nicht zum Sterben geboren“. Für sie steht der Tod in einem anderen Zusammenhang. Luther beschreibt ihn mit der Formel „Sünde, Tod und Teufel“. Damit muss sich jeder Mensch selbst auseinandersetzen, insbesondere in seiner letzten Stunde: „Ein jeder muss in eigener Person für sich mit dem Tod kämpfen.“ In die Ohren „können wir einander wohl schreien“, aber „ich werde dann nicht bei dir sein noch du bei mir“.

Doch dem Reformator ist nicht bang. Er spricht wenig vom „Gericht“; mit einer Hölle zu drohen, ist schon gar nicht seine Sache. Er weiß sich geborgen im Erbarmen Gottes, wie es ihm im Leiden und Sterben Jesu Christi anschaulich wurde. Darum kann er sich auf das konzentrieren, was der christliche Glaube über die Auferstehung zu sagen hat. Auch der Blick auf die Schöpfung hilft ihm dabei. Man solle sich ansehen, wie ein Getreidekorn sich verwandeln muss, bis es Frucht bringt: „Es ist ein nass Dinglein, kriegt ein Schwänzlein“ – wie sollte man denken, dass daraus jemals Gerste wird, Brot und gar Bier!



Ein Forscherleben lang hat unser Autor Hans-Martin Barth (70) sich mit Luther beschäftigt. Seit 1981 war er Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Philipps-Universität Marburg. In diesem Jahr erschien sein Buch: „Die Theologie Martin Luthers. Eine kritische Würdigung“ im Gütersloher Verlagshaus. 592 Seiten. 29,95 Euro

Glaubende durchschauen den

Tod: Er ist nur noch eine Atrappe, ein „gemalter Tod“, ein „Tödlein“. Noch immer erschrickt man vor ihm, wie man vor einer Schlange erschrickt, auch wenn man dann entdeckt, dass sie tot ist. Aber nun ist der Tod nur ein Schlaf, bis Christus uns auferwecken wird.

Der Reformator kann humorvoll über den Tod reden. Auf seiner letzten Reise sagt er, wenn er nach Wittenberg kommen werde, wolle er sich „in den Sarg legen und den Maden einen feisten Doktor zu fressen geben“. Mit gesunder Naivität erwartet er, dass Christus an sein Grab klopfen und sagen wird: „Steh auf, Dr. Martinus!“ Dann werde er auferstehen und mit Christus ewig fröhlich sein.

Luther weiß, dass das Bilder sind. So wenig ein Kind im Mutterleib von dem ihm bevorstehenden Leben weiß, so wenig wissen wir von der künftigen Seligkeit. Er kann daher auch ganz abstrakt formulieren: Als Verstorbene werden wir in der „Obhut Christi“ sein. Gottes Wort ist der Raum, in dem wir Bleibe finden werden. „Mein Wort bleibt ewig und du auch im Wort.“ Der Beter des 90. Psalms spricht: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für ...“ Schon diese ersten Worte „atmen Leben“. Nicht Himmel und nicht Erde wird unsere ewige Wohnstatt

sein, auch nicht das Paradies, sondern „Gott selbst“.

Soll man sich auf den Tod vorbereiten? Anfänglich bejaht Luther diese Möglichkeit, aber je tiefer er sich der Barmherzigkeit Gottes bewusst wird, desto weniger findet er es nötig. Gewiss, mit Todesfantasien soll man sich besser auf der Höhe des Lebens auseinandersetzen als auf dem Sterbebett. Aber wichtiger als das ist der Widerstand gegen den Tod, wie ihn die Liebe hervorbringt. Wir leben „in der Morgenröte des künftigen Lebens“ und können entsprechend handeln. Im Tod kommt zum Ziel, was mit unserer Geburt und unserer Taufe begonnen hat. Das heilige Abendmahl bestärkt uns in der Gemeinschaft mit Christus und den Christen, mit „allen Heiligen“. Christen können einander raten und trösten: „Suche dich nur in Christus, so wirst du dich ewig in ihm finden!“

Für Martin Luther war das keine graue Theorie. Weinend hatte er am Sterbebett seines dreizehnjährigen Töchterchens Magdalena gebetet. Schluchzend stand er dabei, als man sie in den Sarg legte. Aber als man den Sarg zuschlug, riss es ihn: „Schlagt zu! Am Jüngsten Tag wird sie wiederum auferstehen!“

Hans-Martin Barth

Reformationstag



■ Luthers Thesenanschlag in Wittenberg am 31. Oktober 1517 gilt als Geburtsstunde der Reformation. Jedes Jahr feiert die evangelische Kirche daher am 31. Oktober den Reformationstag. Luther wollte die Kirche erneuern und sie zur ursprünglichen Botschaft des Evangeliums zurückführen. Sein Anliegen war die Rückbesinnung auf das Wort der Bibel in der Landessprache.

Infos: www.ekkw.de | www.reformationstag.de